

Blätter

für

Scherz und Ernst.

Düsseldorf, Montag den 19. Januar 1829.

(Als Zugabe zur Düsseldorfer Zeitung.)

Nro. 3.

Die graue Stube.

Der Sekretär Blendau reiste mit seiner Fürstin im vergangenen Winter nach Italien. Sie kamen auf dieser Reise nach B . . . n, wo sich die Fürstin einige Tage aufhalten wollte. Blendau erhielt den erbetenen Urlaub, diese Zeit über seinen alten Pflegevater, den Oberamtmann Kumpel, besuchen zu dürfen, der sieben Meilen davon entfernt, auf einem Domainen-Amte, lebte. Hier war Blendau bis in sein vierzehntes Jahr erzogen worden. Seit seinem damaligen Weggange, d. h. seit sieben Jahren war er nicht dort gewesen; er freute sich, den Oberamtmann und dessen Familie überraschen zu können.

Des Weges aus früher Vorzeit kundig nahm er ein Miethpferd. Ein herrlicher Wintermorgen verschönerte ihm den Festtag des Wiedersehens. Aber nach Tische umwölbte sich der Himmel, und gegen Abend fing es an, heftig zu schneien, die Schneeflocken trieben ihm in das Gesicht. Er verlor den Weg. Er hatte darauf gerechnet, um fünf Uhr obigefähr auf dem Domainen-Hofe zu seyn: allein es ward stockfinster, seine Repetir-Uhr schlug achte, und er war immer noch nicht da. Endlich kam er auf die Feldmark seines väterlichen Freundes. Hier wußte er nun, trotz des schrecklichen Unwetters, genauen Bescheid, und so langte er nach einer kleinen halben Stunde, durchfroren und von dem, gewiß neun Meilen starken Ritt, äußerst ermattet, glücklich auf dem Amte an.

Die Oberamtmännin war mit ihren Kindern im nahen Städtchen. Nur der alte Vater war zu Hause. Dieser erkannte kaum den Sekretair; so groß und breit war Blendau geworden. Er wollte gleich nach Frau und Kindern schicken; allein Blendau bat dies nicht zu thun; mehr überrascht sollten sie werden, wenn sie ihn unvermuthet im Zimmer trafen. Der freudige Vater ließ nun auftragen, was Küche und Keller in der Geschwindigkeit vermochten, und der alte Nierensteiner brachte die versößerten Lebensgeister bei Blendau wieder zu sich. Beide tranken drei Bouteillen. Sie erzählten sich die Hauptmomente aus den letzten sieben Jahren ihres getrennten Lebens; aber Blendau ward nach und nach müde, und sehnte sich nach Ruhe.

„Ja, lieber Vetter Töbssel,“ hob der Alte an, „nimm nicht übel, mein guter Tobias, daß ich Dich noch immer so heiße, wie Du sonst hießest; der Sekretär will mir noch nicht recht über die Lippen. Ja was ich sagen wollte, Töbsselchen, wenn du schlafen willst, so muß Du so lange warten, bis meine Frau kommt, und die Ueberzüge herausgibt.“

„In der grauen Stube,“ fiel Brigitte, das Hausmädchen, in das Wort, „steht ein frisch überzogenes Bette Herr Oberamtmann; wenn es also sonst dem Herrn Sekretär gefällig ist —“

„Nein, da legt sich mein Vetter Töbssel nicht hinein.“

„Warum nicht, mein Vater?“

„In das graue Zimmer? Hast Du das Burgfräulein schon vergessen?“

„Ach, an das habe ich lange nicht mehr gedacht. Hababa, lassen Sie mich immer oben schlafen. Heute soll mir kein Geist was anhaben. Und wenn das gute Kind sich zu mir in das Bette, legte ich wollte mich im Schläfe nicht stören lassen, so schrecklich müde bin ich.“

„Nu, Vetter, da mußt Du Dich sehr geändert haben, denn noch vor sieben Jahren wärst Du ja um keinen Preis eine Nacht in der grauen Stube geblieben und wenn man Dir auch noch zwei Sauvegarden dazu gegeben hätte. Und jetzt hättest Du wirklich das Herz?“ —

„Ohne alles Bedenken. Jetzt — und sonst! Ich bin seitdem fünf Jahre in der Residenz gewesen, da bekommt man über so etwas hellere Begriffe.“

„Nun ich habe nichts dawider, Töbsselchen; leg' Dich in Gottes Namen nieder. Brigitte, leuchte dem Herrn Sekretairius einmal in die graue Stube hinauf.“

Blendau verabschiedete sich; bat nochmals, der Oberamtmännin und den Kindern nichts von seiner Ankunft zu sagen, er wolle sie morgen beim Frühstück überraschen und ging so mit dem Mädchen in den langen Seitenflügel des alten Burg-Gebäudes zwei Treppen hinauf. Das letzte Zimmer dieses abgelegenen Flügels war die graue Stube.

Brigitte setzte die beiden Lichter auf den Tisch unter dem altfränkischen ovalen Spiegel. Es ward dem

Mädchen selbst unheimlich in dem weiten grauen Gewölbe. Sie eilte mit einer leichten Verbeugung zur Thüre hinaus.

Better Tobias schaute umher. Es war in der alten verlichtigten grauen Stube Alles noch wie sonst. Der ungeheure eiserne Ofen, mit der Jahrzahl 1616; die runden kleinen Kirchenscheiben in der großen bogenförmigen Glashüre, die auf den dunklen langen Gang hinten nach dem Gefängnisthürme zuführte; die sechs morschen Kröpfelstühle; die zwei Tische mit Schieferplatten und geschweiften Kehlfüßen, und das breite hohe Himmelbett mit den schweren seidenen goldgewirkten Vorhängen; Alles stand noch auf dem Platze, wo es vielleicht vor hundert Jahren gestanden hatte; denn die Familie des Oberamtmanns war seit Menschengedenken im Besitze dieser Domainen-Pachtung.

Aber älter als Alle, war das Burgfräulein. Gertrude hieß die Unglückliche, die nicht Rast hatte im Grabe. Sie hatte, — so erzählt die Sage, — ihre Jungfräulichkeit dem Himmel gelobt; sie war im Begriffe, ihre Schönheit unter dem Klosterfleier zu begraben, da erfuhr sich Graf Hugo der Schwarze sie zu bösslicher Absicht. In diesem grauen Gemache hatte er die Rose gebrochen. Sie schwur auf das Kreuz, nach Hülfe gerufen zu haben; allein fern von den Hauptzimmern der Burg, wer hatte das Flehen der sinkenden Unschuld gehört! Die Frevelthat blieb zwar ohne lebendige Folge; allein die Sünderin gestand den Raub ihres Blütenkranzes dem Klostergeistlichen in der heimlichen Beichte. Der schloß vor ihr das himmlische Tempelthor der reinen Jungfrauen, und weil sie Gott versucht hatte, sollte sie dreihundert Jahre des Fegefeuers Marterqualen dulden. Sie starb im grauen Zimmer an heimlich genommenem Gifte, im neunzehnten Jahre ihres Alters. Seitdem — die Frist des strengen Beichtigers ist heute bis auf 30 Jahre noch nicht abgelaufen, — seitdem geht es in der grauen Stube um.

Blendau hatte oft von Gertruden erzählen gehört. Viele wollten damals mit körperlichem Eide bekräftigen, des Burgfräulein gesehen zu haben. Sie stimmten Alle darin überein, daß es ein schönes Mädchen gewesen, mit blauen Augen und goldigem Haar; eine schlanke Gestalt aber bleich von Angesicht und starren Blickes. Es war immer erschienen einen Dolch und ein Kreuzifix in den Händen, wahrscheinlich um Hugo, den schwarzen Grafen zu ermorden, und ihn dann mit dem Himmel zu versöhnen. Die Erscheinung war sonst bloß in der grauen Stube bemerkt worden, darum war in älterer Zeit dieß Zimmer auch ganz unbewohnt geblieben; seitdem der Oberamtmann das Domainen-Amt übernommen hatte, war es zum Fremdenzimmer eingerichtet worden, aber sonderbar genug, kein Fremder hatte gern darin gewohnt, keiner hatte gut ruhig geschlafen.

Better Tobias, Töbssel und Töbsseln genannt, sah sich noch einmal um, und ob er gleich an das Gespensterwesen nicht mehr zu glauben sich selber weiß machte, so war ihm doch nicht recht klar zu Sinne. Er riegelte die Thür zu, durch die er mit Brigitten ge-

kommen war; er verriegelte die breite große Glashüre nach dem Gefängnisthürmange. Er löschte ein Licht aus, nahm das andere mit vor das Himmelbett, legte sich nieder, empfahl dann seine Seele dem lieben Gotte, löschte das zweite nun auch aus, fuhr mit dem Kopfe unter die weiche Flaumendecke, und schlief wie ein Todter.

Aber dieser Schlaf dauerte nicht lange. Nach zwei Stunden erwachte er; noch mit zugemachten Augen hörte er die nahe Thurmglöcke Zwölfe brummen. Er schlug die Augen auf. Licht im Zimmer. Er richtete sich im Bette auf. Der Schreck machte ihn völlig munter. Sein Blick fiel durch die Spalte der Bettvorhänge auf den Spiegel.

Da stand das Burgfräulein Gertrude im Leichenhemde, mit dem Kreuzfix in der linken, und einem großen blinkenden Stahl-Dolch in der rechten Hand.

Blendau war ganz wach. Er sah mit hellen Augen. Das Blut erkaltete ihm in allen Adern. Das war kein Gesicht, kein Traum, das war reine, schreckliche Wahrheit. Das Burgfräulein voll und üppig, aber bleich. Im goldigen Haare hatte sie den Todtenkranz von Rosmarin und Flittergold. Er hörte das Flittergold rauschen, er hörte das Sterbekleid knittern, er sah seine Lichter vor dem Spiegel brennen, er sah den stieren Glanz ihres Auges, ihre blaffen Lippen. Er wollte aus dem Bette und zur kleinen Thür hinaus, durch welche er mit Brigitten hereingekommen war. Aber er konnte kein Glied rühren, so gelähmt hatte ihn der Schreck.

Jetzt küßte die unglückliche Gifftodte das Jesuskreuz und betete leise. Er sah nur die Bewegung der Arsenik-Lippen, und das in die Wolken gerichtete blaue Auge. Nun hob sie mit furchtbarem Blicke den Stahl-Dolch gen Himmel, wandte sich gegen das Bette, und rauschte mit ihrem weißem Sterbekleide gerade auf ihn zu.

Er war seiner nicht mehr mächtig. Alle Pulse standen stockstill. Die Schaudervolle bog die Vorhänge des Himmelbettes zurück; ihr stieres, kaltes Auge schloß einen entsetzlichen Blick, als es einen Mann im Bette gewahrte. Rasch zuckte das Burgfräulein den Dolch auf die Brust des vermeintlichen Hugo's. Ein Gifftropfen spritzte in diesem Augenblicke aus Gertrudens Hand auf Blendau's Gesicht.

Da schrie der Geängstigte laut auf. Er raffte seine letzte Kraft zusammen; er sprang mit einem Saße aus dem Bette heraus, und an das Fenster, um nach Hülfe zu rufen.

Aber die Schreckliche ereilte den Fliehenden. Sie legte die Hand an das Fenster, daß er es nicht öffnen konnte, und mit der Andern umschlang sie den Unglücklichen. Er schrie wieder laut auf, denn er hatte den ganzen Rücken hinab die Todtenkälte ihres grustschweißigen Armes gefühlt. Das war Sarg-Klima. Sie hatte weder Kreuz noch Dolch mehr in den Händen. Sein Leben schien nicht mehr ihr Zielpunkt zu seyn, aber etwas noch entsetzlicheres, seine Liebe. Umklammerte ihn dieses Eisbild, das ein fast dreihundertjähriges Fegefeuer nicht erwärmen konnte, so erfrohr er in ihren Armen.

Er wand sich los und stürzte nach der Thüre, zu der er vorhin hereingekommen war. Dort stand ein Todtengerippe; mit der rechten Hand hatte es die Klinke gefaßt; der kleine hohle Kopf grinste ihm gerade in's Gesicht. Das Gerippe — Graf Hugo war diese scheußliche Gestalt, schien eben zur Thüre hereingekommen zu seyn. Es zog hinter sich die Thüre zu. Ein ungeheurer Krach dröhnte durch das ganze Haus. Das gräßliche Gerippe stürzte auf den Boden, die Lichter erloschen, Blendau rettete sich in's Bette, und zog die Decke über die Ohren.

Er rührte sich nicht; das ganze Zimmer war todt und stille; ihm ward siedendheiß unter der Decke. Der Schweiß brach ihm aus allen Poren. Aber er wagte sich um keinen Preis mit dem Kopfe unter der Decke hervor. Endlich, — die Natur war stärker als er, schloß er ein. Der Morgen graute, als er aufwachte. Er lag wie im Wasser. Sein ganzes Bett war naß. Er wagte sich mit dem Kopfe aus dem Bette. Sein erster Gedanke war Glaube an einen Traum in dieser furchtbaren Nacht. Er zwang sich diese Ueberzeugung auf. Allein, als er das eine Licht, von dem er gewiß wußte, daß er es vor dem Bette ausgelöscht hatte, auf dem Tische unter dem langen Spiegel bemerkte; und als er sah, daß die beiden Lichter, die beim Auslöschen Abends kaum einen halben Zoll abgebrannt, jetzt über die Hälfte heruntergebrannt waren, da schwand ihm der aufgedrungene Glaube an einen Traum. Die Wirklichkeit stand in der ganzen Gräßlichkeit ihm vor der Seele.

Erzählen durfte er diesen Austritt keinem Menschen im Hause. Die Familie, die ihn in seiner Jugend mit seiner Furchtsamkeit so oft aufgezogen hatte, hätte ihn halb todt gequält; denn keines von ihnen glaubte an die wirkliche Existenz des gichtmörderischen Burgfräuleins. Oder überzeugte er sie wirklich durch heilige, ernsthafte Versicherungen, so brachte er das ganze Haus um seine Ruhe; denn, wer konnte in der Burg wohnen, in die die blasse Gertrude dem schwarzen Hugo den Dolch zwischen die fluchwürdigen Rippen zu stoßen versuchte. Sagte er gar nichts, so mußte er künftige Nacht natürlich wieder in dieser Marterkammer, in der grauen Stube schlafen, und dazu wäre er nicht vermögend gewesen.

Er zog sich also schnell an, eilte in den Stall, bestieg, ohne sich von der noch schlafenden Familie zu verabschieden, sein Pferd, und traf den Abend desselben Tages wieder bei seiner fürstlichen Prinzessin ein.

Die volle Ueberzeugung, daß übernatürliche Wesen in die Schauder-Scenen verwidener Nacht verwickelt gewesen waren, gab ihm, beim Weggehen aus der grauen Stube, der Umstand, daß er beide Thüren des Zimmers noch fest verriegelt fand.

Blendau, ein gewissenhafter, zuverlässiger junger Mann, verbürgt die Wahrheit jedes Worts in dieser Geschichte mit seiner Ehre, mit seinem Leben.

(Schluß folgt.)

Ein Besuch bei Solyman-Bey in Modon.*)

Ich befand mich seit vier Tagen in Modon, als Herr L*** und der österreichische Kanzler sich erbieten, mich Solyman-Bey vorzustellen, den sie genau kannten. Ich nahm ihren Vorschlag an und war erfreut über diese Gelegenheit, die persönliche Bekanntschaft eines von den Männern zu machen, welche sich in diesem Kriege am Meisten ausgezeichnet haben. Bekanntlich ist Solyman ein französischer Renegat, Namens Seve. Als Adjutant eines unserer berühmtesten Krieger, legte er Proben seines Talents und seiner Tapferkeit in mehreren Feldzügen ab, besonders in dem gegen Rußland; aber nach Bonaparte's Sturze suchte er in Egypten eine Beschäftigung, die seinem Geschmacke zusagte, und die er in Frankreich nicht fand.

In diesem Zeitpunkte wollte Mehemet-Ali sein Vorhaben ausführen, und Truppen auf europäischen Fuß organisiren. Herr Seve bot ihm seine Dienste an, und der Pascha unterschied, als er sie annahm, den neuen Ankömmling von den Landstreichern, die zu ihm sich drängten und ihm durch ihre Schmeicheleien lästig wurden. Herr Seve verdankte dieses Ansehen, dessen er genoß, nicht bloß seinen militärischen Verdiensten, sondern auch seinen tiefen Kenntnissen, die er von Künsten und Wissenschaften besaß.

„Franzose“ — sprach der Pascha von Egypten zu ihm — „wenn Du mir Treue schwören und mit mir bei der Organisation der Truppen wirken willst, die ich zu errichten im Sinne habe, so werde ich Dich zum Prinzen (Bey) erheben, und Du sollst das erste Regiment meiner Truppen befehligen. Aber Du mußt Deine Religion abschwören und Dich zum Islamismus bekennen; wenn Du nicht Mahomedaner bist, so gehorchen Dir die Araber nicht.“

Diese vortheilhaften Anerbietungen führten Herrn Seve in Versuchung; er nahm den Turban**), veränderte seinen Namen in den Solyman-Bey's, ward mit prächtigen Geschenken überhäuft, und erhielt in der Eigenschaft eines Obersten eine jährliche Gage von 40,000 Piastern (ungefähr 5000 Thlrn.)

Das Regiment Solyman-Bey's stand außer der Stadt im Lager, aber er für seine Person bewohnte ein Haus zu Modon in der großen Marktstraße.

An seinem Thore wachten etwa zehn Sapeurs. Als wir ihnen gesagt hatten, daß wir den Obersten zu sprechen wünschten, grüßten sie uns respektvoll und ließen uns eintreten.

Wir fanden Solyman weichlich auf ein breites Bette hingestreckt. Es war elf Uhr Morgens. Er bat uns um Verzeihung, daß er uns auf diese Weise empfinde, schügte aber eine Unpäßlichkeit, die Folge einer großen Ermüdung vor. Ich sagte ihm hierauf, daß ich in der Absicht in Morea gelandet sey, einige Städte zu besuchen; daß der Zweck meiner Reise beinahe erfüllt sey,

*) Aus dem Werke: Deux années à Constantinople et en Morée etc.

**) Herr Seve hat feierlich der Christlichen Religion entsagt, in einer der vornehmsten Moscheen Alexandriens; allein eine gewisse Formalität ward ihm erlassen.

und ich, da ich mich hierauf sogleich nach Frankreich einschiffen würde, nicht habe abreisen wollen, ohne ihm meine Dienste angeboten zu haben, weil meine Rückkehr nach unserm gemeinschaftlichen Vaterlande mich in den Stand setze, Aufträge an seine Familie zu besorgen. „Ich danke Ihnen unendlich“ — antwortete er auf das Artigste — „Ihr Auerbieten macht mir sehr viel Vergnügen. Die direkten Verbindungen zwischen Frankreich und diesem Theile von Morea sind selten, und ich werde Ihre Güte benutzen, um an meine Freunde zu schreiben. Ich werde Ihnen überdies, wenn Sie es annehmen wollen, einen Brief einhändigen, von dem ich wünsche, daß Sie ihn meinem Vater zusenden oder persönlich übergeben. Er wohnt in Lyon.“ Dann fügte er nach einem kurzen Schweigen mit einer Art von Rührung hinzu: „Ich habe in meinem Leben nur drei Menschen geliebt, weil nur drei Menschen mir Gutes erzeugt haben: meinen Vater, Napoleon und Mehmet-Ali.“

Die Pfeife und der Kaffee wurden uns von einem kleinen Neger gereicht, einem Sklaven Solymans, aber diesen türkischen Ceremonien folgten zu meiner Freude ganz Französische.

Einem abzustrengen Propheten und seinem Gesetze zum Trost, floß der Champagner in große Becher, und drei bis vier ägyptische Offiziere, welche zugegen waren, machten sich kein Verbrechen daraus, einige Flaschen zu leeren.

Nachdem wir eine Zeitlang uns mit ihnen unterhalten hatten, theils über Konstantinopel, theils über Frankreichs politische Angelegenheiten, an denen er ein lebhaftes Interesse zu nehmen schien, bezeugte ich ihm offen den Wunsch, seinen Harem zu sehen. „Oberst“, — sagte ich zu ihm — „meine Bitte darf Ihnen nicht seltsam erscheinen, ich glaube hier nicht bei einem Türken, sondern bei einem Franzosen zu seyn.“

Die ägyptischen Offiziere zogen sich zurück und drei Frauen aus dem Harem Solymans erschienen vor uns. Die Eine von ihnen hieß Panaista, die beiden Andern waren Schwestern. Alle Drei vereinigten mit den liebenswürdigsten Eigenschaften des Geistes die rührendste Anmuth; aber Chrisula, die Älteste von den beiden Schwestern, war eine wahrhaft verführerische Schönheit. Sie hatte einen schlanken Wuchs, sehr sanfte Gesichtszüge, und es war eine Art von zarter Schweremuth über ihr Gesicht verbreitet, in welchem Lilienweiße und das Inkarnat der Rose glänzten. Himmelsblaue Augen bildeten mit einem Haare, das so schwarz, wie Ebenholz, war, einen merkwürdigen Contrast. Alle Drei waren reich und elegant gekleidet, wodurch ihre Schönheit neuen Glanz erhielt. Es waren junge griechische Gefangenen.

Chrisula, die kaum achtzehn Jahre zählte, war Solymans Favorite. Dieser liebte sie überschwenglich, und das junge Mädchen vergalt seine Liebe, soviel ich bei den häufigen Besuchen abnehmen konnte, die ich im Harem abstattete. Eine Scene, die beinahe sehr tragisch geendigt hätte, trug sich mit dieser Chrisula bei Solymans-Bey zu und steigerte noch ihre Liebe und Anhänglichkeit an den Obersten.

Eine Negerin von seltener Schönheit, Namens Arsana, welche Solymans aus Egypten mitgebracht, hatte sein Herz beherrscht, bis die reizende Chrisula seine Eroberung machte. Mehr als Einmal hatte die verlassenene Arsana ihrem Unmuth durch Thränen und Worte Luft gemacht, als sie, zwei Tage vor meiner Ankunft in Modon, in Solymans's Schlafzimmer sprang. Was erblickte sie da? — Chrisula in den Armen ihres treulosen Geliebten.

Dieser Anblick steigerte ihre Wuth aufs Höchste. „Schändliche“ — rief sie aus — „zu sicher gesehest Du Deines Triumphes und meiner Schande!“ Sogleich stürzte sie sich mit Hestigkeit über ihre Nebenbuhlerin her, ergriff sie, von blinder Raserei beseelt, an den Haaren, zerkratzte ihr das Gesicht und wollte ihr die Augen ausreißen; aber Solymans, der außer sich gerieth, verhinderte sie daran, übergab sie seinen Sapeuren und befahl, sie auf der Stelle vor seinen Augen zu tödten.

Als Arsana diesen Befehl vernahm, war sie weit davon entfernt, um ihr Leben zu bitten. „Nein“ — sprach sie — „nein, Solymans, Du hast mich nicht verurtheilt, Arsana ist Dir theuer, Du kannst nicht nach ihrem Blute dürsten. Und wenn Du, Undankbarer, selbst unsere gegenseitige Liebe vergessen und mich meiner Nebenbuhlerin opfern wolltest, so würde ich ohne Kummer sterben, weil der Tod mich von ihrem widrigen Anblicke befreit.“ — Und nun überhäufte sie Chrisula mit Verwünschungen, als Solymans den schrecklichen Befehl wiederholte. Arsana ließ sich durch denselben nicht einschüchtern; sie fuhr fort, sich ihrer ganzen Wuth zu überlassen, und spie Verwünschungen gegen Alles aus, was sie umgab.

Das verhängnißvolle Beil war gehoben, und Arsana's Haupt sollte eben zu den Füßen ihrer triumphirenden Nebenbuhlerin fallen, als französische Exerciermeister der Armee, Freunde des Obersten, eintraten. Ihren Bitten verdankte Arsana das Leben; aber sie ward auf immer aus Solymans's Hause gejagt.

Die drei Frauen Herrn Severs befanden sich erst seit drei Monaten bei ihm, und schon fingen sie an, die Arabische Sprache zu reden. Die Griechen zeigen überhaupt ein leichtes rasches Auffassen. Mit einem merkwürdigen Scharfsinne begabt, halten sie gleich auf den ersten Augenblick Das fest, was Andere sich nur durch langes Studium aneignen können. Ich richtete meine Worte in griechischer Sprache an sie. Ihr Idiom, das sie noch nie aus dem Munde eines Franken gehört hatten, schien ihnen Vergnügen zu machen, und wir wurden bald näher mit einander bekannt.

Schon hatte sich unter uns eine sehr heitere Unterhaltung entsponnen, über die Solymans, der uns nicht verstand, wie ich glaube, etwas ärgerlich war, da erhoben wir uns, um uns wieder zu entfernen. Beim Scheiden nahm er uns aber das Versprechen ab, diesen Tag bei ihm zu Mittag zu speisen.

(Schluß folgt.)